

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 49

Sonntag, den 6. Dezember

1908

Goldsaat.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Dietrich Theden.

(Nachdruck verboten.)

„Guten Morgen, Herr Doktor!“ sagte Eva in einem so ernsthaften Ton, daß der Aufkömmling ganz verwundert aufblickte. „Meine Angehörigen sind drinnen im Hause.“

„Oder, in die Sprache des Herzens übersetzt: Beeilen Sie sich, gefälligst, diese meine Angehörigen statt meiner mit Ihrer schätzbaren Gegenwart zu beglücken!“

Aber sie schüttelte den Kopf und sah ihm ohne Unfreundlichkeit frei ins Gesicht.

„Warum sind es immer nur Ungezogenheiten, die Sie mir zutrauen, Herr Doktor? — Halten Sie mich wirklich für gar so kindisch?“

Er mochte wohl ein Scherzwort als Erwiderung auf den Lippen gehabt haben, plötzlich aber nahm auch sein Gesicht einen veränderten Ausdruck an und er bemächtigte sich ihrer Hand.

„Verzeihung — es war bei Gott nicht böse gemeint! — Aber was ist Ihnen, Fräulein Eva? — Hat man Ihnen etwas zuleide getan? — Ihre Augen schwimmen ja in Tränen.“

Er konnte gewiß nicht für einen schönen Mann gelten, der junge Landarzt aus Antenhof. Dazu war sein Gesicht zu unregelmäßig, seine Nase zu breit und sein Schnurrbart zu struppig. Auch ließ sich nicht leugnen, daß nur ein ausgezeichnetes Wohlwollen die Farbe seines widerspenstig borstigen Haupthaars mit kastanienbraun bezeichnen konnte und daß die Mehrzahl der Menschen es gleich dem alten Jeremias einfach rot genannt haben würde. Aber häßlich — nein, häßlich war er auch gerade nicht, wenigstens nicht in diesem Moment, wo es so warm aus seinen Augen leuchtete und wo es so liebenswürdig weich um den schönen Mund unter dem borstigen roten Schnurrbart zuckte. Sah doch der von der Natur etwas tiefmütterlich bedachte Kopf überdies auf einem so wohlgestalteten, ebenmäßigen und kraftvollen Körper, daß ein schönheitsfreundliches Auge um des Wohlgefallens an dieser elastischen Mannhaftigkeit willen schon einige kleine Mängel mit in den Kauf nehmen konnte.

Eva hatte ihre Hand rasch wieder frei gemacht und war mit dem Taschentüchlein hastig über die Augen gefahren.

„Nicht doch! — Ich bin im Gegenteil noch niemals glücklicher gewesen als eben jetzt. Sie werden mir das hoffentlich glauben, nachdem Sie gehört haben, daß meine Schwester Sophie sich soeben verlobt hat.“

Er machte kein Hehl aus seiner Überraschung.

„Verlobt? — Fräulein Sophie? — Das ist ja allerdings ein überaus erfreuliches Ereignis. Und nach der Sitte des Landes habe ich die Pflicht, auch Ihnen dazu zu gratulieren. Darf man fragen, wer der beneidenswerte Sterbliche ist?“

„Ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen, Herr Doktor! — Es ist ein Freund meines Bruders, Herr William Peterjen aus Hamburg.“

Eva täuschte sich wohl nicht, als sie es wie einen leichten Schatten über das sonnengebräunte Gesicht des Arztes hinwischen zu sehen meinte.

„William Peterjen?“ wiederholte er. „Der Sohn des Schiffreeders und Senators? — Da bekommen Sie allerdings sehr vornehme Verwandtschaft, Fräulein Eva! — Und unjereins wird sich nun wohl etwas weiter in den Schatten zurückziehen müssen.“

Mit einer Bewegung von entzückender Anmut warf sie das Köpfchen zurück.

„Das soll doch wohl nur ein Scherz sein. — Jedenfalls hat die Vornehmheit des Herrn Peterjen für mich keinen Anteil an meiner Freude über Sophies Verlobung. Denn für mich gibt es auf der ganzen Welt nichts Vornehmeres als meinen Papa.“

„Und ich möchte der allerletzte sein, Ihnen darin zu widersprechen“, sagte er, während sein warmer Blick unverwandt an ihrer Lieblichkeit hing. „Aber fürchten Sie nicht, drinnen im Familienkreise vermisst zu werden, Fräulein Eva?“

„Ach, die sind ja so glücklich, daß sie vorerst wohl nur an sich selbst denken. — Wenn Sie indessen meinen künftigen Schwager kennen lernen möchten, gehe ich gern mit Ihnen hinein.“

„Ich brauche nicht erst die Bekanntschaft des Herrn Peterjen zu machen, denn ich hatte während meiner Hamburger Zeit bei verschiedenen Anlässen den Vorzug, ihm zu begegnen.“

Eva sah ihn aufmerksam an.

„Das klang eigentlich gar nicht so, Herr Doktor, als ob Sie es wirklich für einen besonderen Vorzug hielten.“

„Sind Sie so scharfsichtig, kleine Eva? — Es war aber durchaus nicht meine Absicht, etwas derartiges zum Ausdruck zu bringen.“

„Ihre Absicht vielleicht nicht. Herausgehört habe ich es darum doch. Und nun sollen Sie auch ganz aufrichtig gegen mich sein und sollen mir sagen, was Ihnen an William Peterjen mißfällt.“

„Ich werde mich wohl hüten, diesem Befehl zu gehorchen. Die größere oder geringere Lebhaftigkeit meiner Sympathien für den zukünftigen Herrn Senator fällt hier doch wahrhaftig blutwenig ins Gewicht.“

„Aber wenn ich Sie doch darum bitte“, beharrte Eva mit der Hartnäckigkeit, die sie in Angelegenheiten, die ihr wichtig schienen, zuweilen an den Tag legen konnte. „Mir zuliebe könnten Sie es schon tun.“

„Ihnen zuliebe täte ich mit Freuden wohl auch schwereres, Fräulein Eva! — Aber in diesem Fall wäre ich tatsächlich in Verlegenheit, was ich Ihnen sagen sollte. Ich weiß von Herrn William Peterjen ja doch nur, daß er ein Muster an gesellschaftlicher und zweifellos auch an kaufmännischer Korrektheit ist — der wahre und vollkommene Typus eines Hamburgischen Patriziers. Ist Ihnen das nun genug?“

„Und ein Mensch ohne Seele — nicht wahr?“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte er verwundert. „Wer hat Sie auf eine solche Vermutung gebracht?“

„Niemand — natürlich! — Denn mein Papa hält große Stücke auf ihn, mein Bruder ist mit ihm befreundet, und meine Schwester — nun, meine Schwester hat ihn gewiß sehr lieb. Wie sollte also in unserem Hause anderes als Gutes von ihm geredet werden! Aber ich kann mir nicht helfen. Ich komme nun einmal nicht über diese Empfindung hinweg und über die schreckliche Angst, daß die arme Sophie an der Seite dieses kalten Menschen unglücklich werden könnte.“

Sie bemerkte es glücklicherweise nicht, daß der Glanz in Doktor Rasmussens Augen mehr und mehr zu einem Leuchten innigster Zärtlichkeit geworden war. Und ihr entging wohl auch das leise Beben seiner Stimme, da er erwiderte:

„Sagten Sie nicht vorhin, Ihre Schwester hätte ihn sehr lieb? — Wenn dem so ist, brauchen Sie sich um ihr Glück vorderhand wahrlich keine Sorge zu machen. Und Sie dürfen auch Herrn William Peterjen nicht unbedingt nach dem beurteilen, was sie bisher von ihm gesehen haben. Die Liebe ist eine Zauberin, der sich an wundervollster Kraft nichts anderes auf Erden vergleichen kann. Sie können das jetzt noch nicht wissen, aber eines Tages wird es auch Ihnen offenbar werden. Und dann wird Ihnen niemand mehr zu sagen brauchen, daß die Liebe nicht nur die Macht besitzt, dem kältesten, fühllosesten Menschen eine lebendige Seele einzuhauchen, sondern daß sie auch über die noch hundertmal köstlichere Gabe verfügt, die Augen einer liebenswürdigen Frau ein für allemal blind zu machen für die Mängel und Schwächen eines geliebten Mannes. — Ist es nicht sehr gleichgültig, Fräulein Eva, was Herr William Peterjen für Sie oder für mich ist? Solange Ihre Schwester ihn liebt, wird er ihr das Ideal aller männlichen Vollkommenheiten bleiben, und damit ist dann auch, wie ich denke, die beste Gewähr für ihr Glück gegeben.“

Mit der gläubigen Aufmerksamkeit eines vertrauensvollen Kindes war sie seinen Worten gefolgt, und nun leuchtete es wieder hell und sonnig auf ihrem Gesicht.

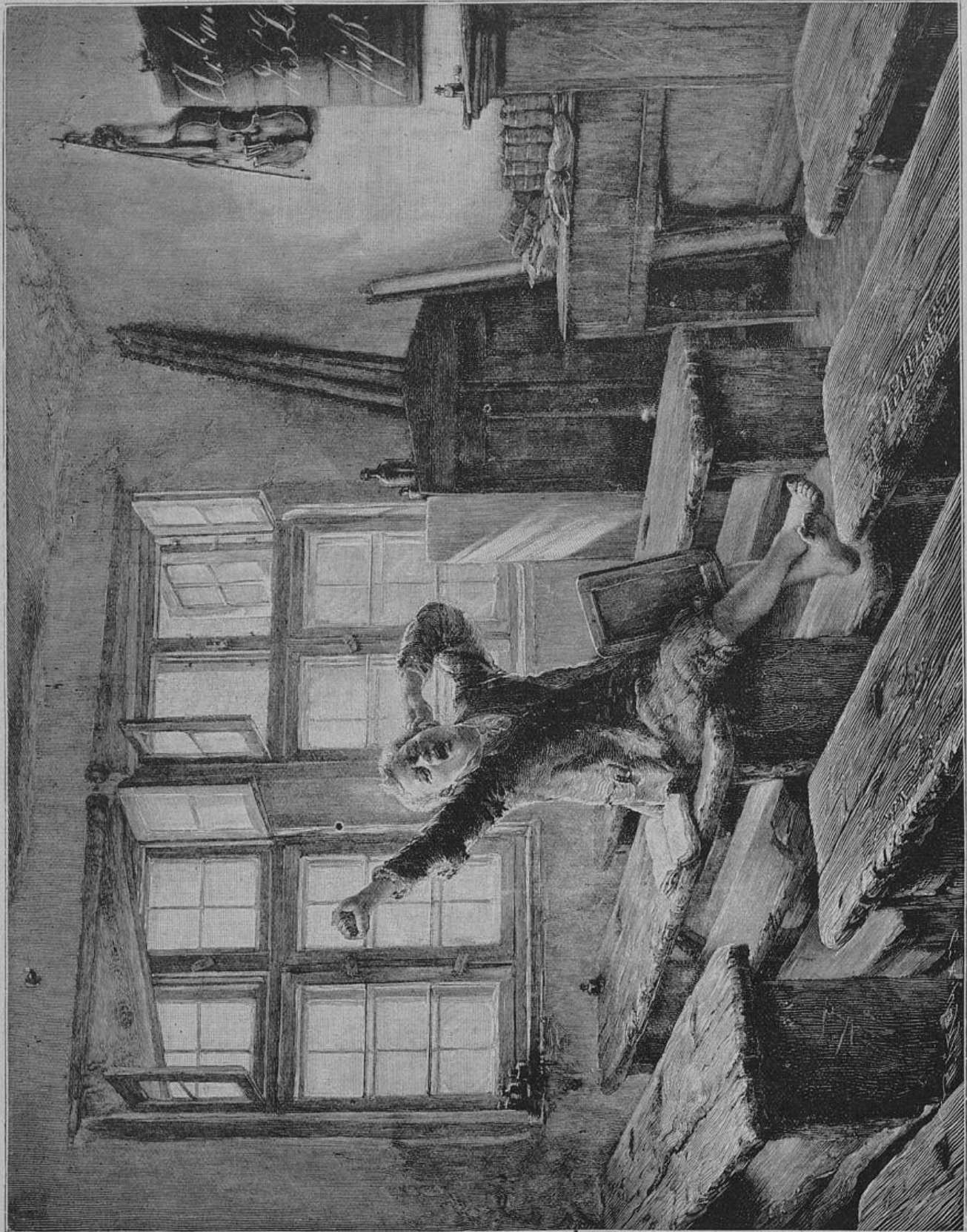
„Ich danke Ihnen, Herr Doktor! — Sie haben mir eine große — eine sehr große Last vom Herzen genommen. — Und nun kann ich auch wieder hineingehen. — Sie kommen doch mit?“

„Nicht jetzt!“ lehnte er freundlich ab. „Es sollte überhaupt nur eine „Schnippvisite“ sein, da ich nachher noch ein paar Krankenbesuche zu

machen habe. Und nun habe ich mich hier draußen mit Ihnen schon verplaudert, daß ich mich nach vorgebrachtem Glückwunsch unhöflich schnell wieder empfehlen müßte. Ich verschiebe es also lieber auf ein andermal."

ihres bisherigen, fast ausschließlich auf kleine Plänkelleien beschränkten Verkehrs noch niemals der Fall gewesen war.

Dann ging sie mit glänzenden Augen den Weg zurück und musterte im Blumengarten prüfend die Rosenstöcke. Erst zwei der schlafenden



Ein Gefangener. Gemalt von Otto Pitts.

Eva wußte trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft, daß bei dem Doktor Rasmussen kein Zureden half, wenn er einmal Ja oder Nein gesagt hatte, und so verschwendete sie ihren Atem nicht, aber sie gab ihm bis an die Parkpforte das Geleit und winkte ihm, da er sich in einiger Entfernung noch einmal umwandte, so freundlich zu, wie es während

Knospen waren vom Sonnenlicht zu duftigen Blüten wachgeküßt worden. Eva brach sie, eilte ins Haus und reichte sie in lächelnder Verwirrung den Verlobten.

Die Schwester schloß sie in die Arme und der Bräutigam dankte mit einer ungesuchten Freundlichkeit, die die kleine Schwägerin freudig

erglücken ließ. — Wahrhaftig, Doktor Rasmussen mußte recht gehabt haben: die zaubergewaltige Liebe würde sicherlich das Wunder zuwege bringen, auch diesem kalten Menschen eine warme, lebendige Seele einzuhauchen.

Spät am Abend, als die Gäste sich entfernt hatten, zog Martin Boyen seine ältere Tochter zu sich heran und fragte:

„Du hast also volles und schrankenloses Vertrauen in dein künftiges Glück?“

Sophie sah ihm in die ernsten Augen und nickte froh.

„Ja, Papa! — Freudiges und festes Vertrauen!“

„Das ehrt dein eigenes Herz wie es den Mann deiner Wahl ehrt, und es wirkt auch auf mich beruhigend und erhebend.“

Nach einer kleinen Weile aber fuhr er aus grübelndem Schweigen fort:

„Es wird dir freilich gehen, Kind, wie einer Pflanze, die in einen anderen Boden verpflanzt wird. Und das hat mich zuerst bedenklich gemacht. Du hast die Luft in einem Hause geatmet, in dem ein weiter, freier Friede das Vermächtnis derjenigen war, deren stille, gesunde Art auch nach ihrem Weggange fortwirkte. Das Lärmen des Lebens ist an der Schwelle dieses Hauses verrauscht, wie die Welle am Seestrand; ihr habt höchstens zuweilen ihr Rauschen oder Branden vernommen, aber ihr seid ihrem Drängen und ihren Gefahren nicht ausgesetzt gewesen, ihr lebet in eurer umhüllten Welt frei und geborgen. Und nun willst du die unerprobten Flügel regen und hinausfliegen in eine andere Heimat — die vielleicht nicht so umhegt und nicht so gesichert ist gegen Sturm und Wogenprall. In der vielleicht — in der wahrscheinlich — nein, in der gewiß ein anderer Geist umgeht als der der lang entschlafenen, ganz schlichten, ganz anspruchslosen, aber auch wahrhaft freien und lebensmutigen, klugen Frau. Die Sorge, die banale Sorge, wird deiner neuen Welt ja auch fremd sein, und das ist etwas; aber sie ist nicht das schlimmste, sie ist zu überwinden, und sie hat darum sogar etwas von stählender Kraft. Das Drohende ist die Unfreiheit, die doppelte, des äußeren Lebens und des Geistes. Es ist der gesellschaftliche Zwang der bevorzugten Höhenstellung, die beengte Anschauung der exponierten, in Vorurteilen, Rücksichten und Einbildungen befangenen Kastenvölker. — Das wollte und mußte ich dir noch sagen, Kind, weil es das war, was mich bedrückt hat. Aber ja —“, er lächelte gutmütig, „ich glaube selbst, du nimmst einen Fonds aus dem alten Hause in der Reichenstraße mit — oder aus der neuen Heimstätte am blauen See, der dir und den Deinen ein glückliches Schutzmittel sein wird; einen starken Zug der individuellen Freiheit, der deinen Herd reinigend umfächelt — und der, wenn es sein muß, auch einmal zu einem die Wolken wegsegelnden Sturmbräusen anschwellen wird.“

Und eine ungekünstelte Zuversicht, als hätte er sich selbst eine ernste Sorge vom Herzen geredet, klang aus seinem:

„Glück zu, mein geliebtes Kind!“

4. Kapitel.

Das Dorf Aukenhof war eine Ortschaft, die bis vor zwei Jahrzehnten kein wesentlich anderes Gesicht gezeigt hatte, als die meisten umliegenden Dörfer der wälderreichen Ebene Ostholsteins auch, die aber seitdem eine ziemlich umfassende Wandlung durchgemacht hatte.

Dieser Umschlag datierte in den Anfängen bis auf den Bahnbau Neumünster-Neustadt zurück, der der bäuerlichen Siedlung den Schienenweg und eine Haltestelle gebracht hatte, deren Wert jedoch von dem schwerfälligen Volkschlage noch lange unterschätzt worden war. Manche Dörfer waren zwar aus Neugierde ein paar Stationen weit, bis nach Plön oder Neumünster, mitgefahren; für den Transport ihrer Produkte, die meist nach Neumünster oder Kiel gingen, bedienten sie sich aber nach wie vor der bäuerlichen Leiterwagen mit den schweren, trägen Gänlen davor, und der Schienenweg galt ihnen als eine Luxusstraße, von der ein sonderlicher Vorteil für das Dorf nicht zu erwarten stand.

Erit nach fast einem Jahrzehnt fand sich ein Wagemutiger, der auch von Aukenhof aus die Bahn seinen Interessen dienstbar machte. Es war das ein einfacher Bauernsohn, dem in seiner Soldatenezeit die Gedanken ebenso wie die steifen Beine gelenkig gemacht worden waren, und der nach seiner Rückkehr in die Heimat in der Nähe der Bahn einen Ziegeleibetrieb eröffnete. Er war selbst nicht unermüdend, und das war sein Glück; denn die Verwandten und befreundeten Bauern verhielten sich seinem Unternehmen gegenüber sehr skeptisch. Aber die Jahre gaben ihm Recht. Der Lehm der Gegend eignete sich für den Betrieb vorzüglich, und die Steine fanden nach Plön und namentlich nach Neumünster so reichen und lohnenden Absatz, daß der junge Besitzer der Anlage sich bald nicht nur einen eigenen Schienenstrang nach dem Bahnhofe, sondern auch ein eigenes Wagenmaterial zulegen und in günstiger Bauzeit fast täglich mehrere Wagonladungen versenden konnte.

Die Dörfler staunten und gingen langsam an, die Bahn mit etwas anderen Augen zu betrachten. Dabei war es aber selbstverständlich, daß sie sich noch nicht weiter aufregten und für sich selbst immer noch in dem alten Schlenbrian fortbafelten. Der „Ziege-Schlüter“, wie sie den Pionier nannten, hatte eben ein Glück gehabt, zu dem in einem zweiten Fall die Bedingungen nicht mehr gegeben waren. Ein anderes Unternehmen aber? Ja, wer das noch erfinden konnte! Was das noch sein sollte! Dafür war doch überhaupt keine Möglichkeit mehr.

Dann belehrte abermals ein Schlüter die Dörfler. Der „Kramers-Schlüter“, der in seinem Anwesen am Bahnhof eine Krämerei und Gastwirtschaft betrieb, verlegte sich auf den Kornhandel, kaufte das Getreide

in der ganzen Gegend um Aukenhof auf, zog seine Kreise bis in die Nachbardörfer und bald bis auf die großen Güter — und hatte in knapp ein paar Jahresläufen ein zweites Unternehmen geschaffen, das die verblüfften Bauern anstaunen konnten.

Und dann kam die dritte Gründung, die große Holzhandlung am Bahnhof, die sich rapide auswuchs, schon im ersten Jahre die Ziegelei in der Arbeiterzahl überholte, und nach einem knappen Dezennium zwei lange Reihen von Arbeiterwohnhäusern dahinter hatte, in denen an vierhundert Seelen nicht gerade bequem, aber doch reinlich und ausreichend untergebracht waren.

Nun wachten auch die schlaftrigen aus ihrer Betäubung auf, und es begann ein Hasten, zunächst aus dem Zuwachs der Bevölkerung den naheliegenden Nutzen zu ziehen. Ein Müller aus der Nachbarschaft baute nahe dem Bahnhof eine Kornmühle und das Drehen der riesigen Windflügel war symbolisch für das in einen Erwerbsaufbruch geratene Dorf.

Wo Söhne, die ein für die dörflichen Verhältnisse passendes Handwerk erlernt hatten, in der Fremde weilten, wurden sie mit verlockenden Schilderungen zur Heimkehr ermuntert, und nicht wenige der jungen Leute folgten und erträumten sich eine Zukunft ähnlich der des mindestens wohlhabenden Ziegeleibesetzers. Die Schuhwaren, die bis dahin von Bornhöved hatten bezogen werden müssen, wurden nun in einem Hause in der Nähe der Arbeiterkolonien feilgeboten. Der Ortsvorsteher, der eine Bäckerei im Nebengeschäft betrieb, war wenig erbaut von einem jungen Fachmann, der sich am östlichen, dem Bahnhof zugekehrten Ende des Dorfes niederließ und ihm die lohnende Kundschaft von der Bahngegend wegschnappte. Ein Schmied war schon länger ein Bedürfnis gewesen, und ein neugebackener Sattlermeister hatte mindestens sein Auskommen. Ein Tischler, ein Rademacher und ein Böttcher vervollständigten die Liste der Zugewanderten und fanden ihre Arbeit und ihren Lohn.

Die Einwohnerzahl des Ortes war auf tausend Seelen angewachsen, als ein Kaufmann aus Bornhöved in Aukenhof ein Haus mit netten Schaufenstern auführen ließ, in dem Bau eine Filiale seines bekannten Manufakturwarengeschäftes einrichtete und als einer der Ersten die Aufmerksamkeit auf ein Gemeindemitglied lenkte, das von da an mehr und mehr in den Vordergrund treten sollte. Der Mann war ein Freund des Aukenhofers Lehrers Heinrich Suhr, und es blieb kein Geheimnis, daß er von diesem beraten worden war; wie es vorher bei dem Ziegeleischlüter, der Suhrs Schüler gewesen war, auch schon der Fall gewesen sein sollte. Die Dörfler hatten das damals auch so von ungefähr gehört, aber kein Gewicht darauf gelegt oder mit nicht gerade gutwilliger Rücksichtlichkeit darüber hinweggesehen, weil der strenge und eigenwillige Führer ihrer Jugend bei ihnen nichts weniger als beliebt, sondern als „neuerungsüchtig“ und zur „Bevormundung“ neigend verdächtig war. Offen mit ihm anzubinden, wagte zwar niemand, da Suhr sich seiner Gegner ebenso schlagfertig als, wenn es sein mußte, derb zu erwehren mußte. Aber so im geheimen webte doch ein Geist der Unzufriedenheit gegen ihn, und der stumme Groll der Ortsbewohner gab wieder die Tüchtigkeit des Mannes in seinem Berufe, noch sein uneigennütziges Eintreten für die allgemeine Wohlfahrt zu. Und Heinrich Suhr erleichterte ihnen das: er strebte nicht nach dem Beifall von irgendeiner Seite, hielt im Gegenteil mit seiner Person bescheiden zurück und fand seine Befriedigung eigentlich darin, wenn er ein vorgestecktes Ziel zum Besten der Gemeinde in unablässiger, aber stiller, fast ängstlich verhüllter Arbeit erreichen konnte.

Sein neues Mitwirken an der Vergrößerung des Dorfes gab aber wenigstens den Gemeindefreunden zu denken, und wenn anfangs die häßlichen Stimmen nicht fehlten, die die Bedeutung gerade des neuen Zuwachses zu verkleinern suchten, so mehrten sich doch bald die Einsichtigen, die einen Vorteil der Gemeinde angesichts des Zuspruchs aus den Nachbarorten und von den Gütern nicht mehr zu bestreiten wagten.

Einige Heimliche schlichen nun in den Abendstunden, wenn es dunkel geworden war, verschämt nach dem Schulhause und suchten den Rat Suhrs auch für ihre eigene Angelegenheiten einzuholen. Und wenn es auch der Egoismus war, der sie leitete, Heinrich Suhr nahm sie willig auf und mußte sich redlich ab, ihnen zum Vorwärtstommen förderlich zu sein. Und was er riet, schlug meistens ein, und die Ratfuchenden staunten, welche fast unerhörliche Fülle praktischen Wissens er in jedem Fache entwickelte, ob nun Fragen der Land- oder Hauswirtschaft, des Handels oder des Gewerbes, großer oder kleiner ökonomischer Verhältnisse zur Erörterung standen.

Ein paar Rätenern, denen nur ein Stück Gartenland zur Verfügung stand, riet er beim Verwerten ihrer Gemüse und des Obstes, und die Leute freuten sich des baren Geldes, das sie erwirtschafteten, und — hüteten ihr Geheimnis, wer als treibender Berater hinter ihnen stand. Von zwei Bauern wurde von dem einen Geflügel und von dem anderen Honig von den Bauernhöfen aufgekauft und mit der Bahn nach Kiel verfrachtet — aber auch sie schwiegen, wer ihnen die Einnahmequelle erschlossen hatte. Und wie sie, so machten es zunächst die anderen Klugen auch, die da heimlich in dem alten Schulhause zu Gast waren.

Bis eine Zeit über das Dorf hereinbrach, die zu den schwersten gehörte, die die Herzen erschüttern konnte. In dem Orte waren einmal einundvierzig Gebäude durch eine Feuersbrunst, angelegt von einem Irnsinnigen, zerstört worden, und das Glend war groß gewesen. Aber die es mit durchgemacht und von den Schrecken des Brandes noch nach

Jahrzehnten erzählt hatten, verstummten vor dem Leid, daß die neue Heimzuchtung mit sich brachte. Die Diphtherie hatte ihren Einzug in die Gemeinde gehalten, und sie trat so bösartig und verheerend auf, daß fast kein Haus von schwerer Trauer verschont blieb.

Die Kräfte der beiden in Bornhöved ansässigen Ärzte reichten um so weniger aus, als die Krankheit auch in anderen Ortschaften um sich griff. Und es war ein reiner Zufall, wenn ein nach dem Kirchort gejagter Bote einen der Ärzte zu Hause traf. Da griff in seiner stillen, kraftvollen Art abermals Heinrich Suhr ein, reiste nach Hamburg und brachte den Doktor Herbert Rasmussen mit, einen jungen Arzt, der jahrelang in einem Krankenhaus tätig gewesen war und mit Eifer, Energie und selbstloser Aufopferung den Kampf gegen die Geißel Antenhof's aufnahm. Und der dann, gehalten von seinem Erfolge und von der gegründeten Aussicht auf eine selbständige Lebensstellung der ländlichen Gemeinde erhalten blieb.

Nun wurde der Dorfschulmeister auch von den steifnackigen, besitzstolzen Bauern offen anders gewertet und sein Ansehen stieg, je mehr die plötzlich geldlösten Jungen von seinem Anteil an dem Aufschwung der Gemeinde zu berichten wußten, und je freundschaftlicher sich das Verhältnis zwischen ihm und dem angesehenen, auch von den Großbauern umworbene Ärzte gestaltete.

Heinrich Suhr erkannte die ihm günstige Wandlung und war nicht unempfindlich dafür, ließ sich aber in seinem inneren Wesen nicht beeinflussen. So blieb er der strenge Schultyrann, hielt sich von der Öffentlichkeit fern und blieb bei allem Wirken für die Gemeindefürsorge stets hinter den Kulissen.

In diese Zeit fiel die Übersiedelung Martin Bohns nach Repenhagen, und die durch Doktor Rasmussen vermittelte Bekanntschaft des Bankiers mit dem einfachen Dorflehrer, und gleich bei der ersten kurzen Begegnung fühlten sich beide Männer zu einander hingezogen. Das schlichte und doch sichere, zielbewusste Wesen des Mannes berührte in dem alten Geschäftsherrn eine gleichgestimmte Seite, und er lud den Lehrer ein, ihn auf Repenhagen zu besuchen.

Heinrich Suhr aber schüttelte den ausdrucksvollen Kopf und lehnte dankend ab.

„Ich habe von Ihrem Palast gehört, Herr Bohnen,“ sagte er ruhig, „aber der Prunk des Reichtums ist mir fremd geblieben, und ich will ihn auch nicht kennen lernen. Haben Sie Dank für Ihre Güte, aber lassen Sie mich unter meinem Strohdach, wo es zu sorgen gibt und wo ich mich am wohlsten fühle.“

„So geben Sie mir die Erlaubnis,“ antwortete Bohnen, „mich wieder bei Ihnen einzufinden zu dürfen.“

„Das tue ich gewiß mit Freuden. An den Mittwoch- und Samstag-Nachmittagen, in den Abendstunden und an den Sonntagen stehe ich immer gern zu Ihrer Verfügung, wenn Sie keine Ansprüche mitbringen wollen.“

„Nein, keine!“

Und dann kam der alte Kaufherr oft und öfter in das Dorf, ließ seinen Wagen an der Dorfstraße halten und ging zu Fuß den von Haselnästen überschatteten Seitenweg nach dem Schulhause hinauf. Und saß oft stundenlang in dem niederen Wohnzimmer Suhrs oder auf der weißgeputzten Gartenbank vor den Fenstern und saßte an dem Manne und an dem Ort ein Interesse, das ihn dann auch in seinem eigenen Heim nicht mehr los ließ. Die Ausflüge und der Gedankenaustausch mit dem Lehrer wurden ihm zum steigenden Bedürfnis, und wenn er nicht selbst durch gesellschaftliche Verpflichtungen, wie sie namentlich die häufigen Hamburger Besuche mit sich brachten, an die Villa gefesselt war, hielt ihn nichts von der täglichen Fahrt nach dem Dorfe ab.

So saßen die beiden Männer auch heute vor dem Schulhause, und die Nachmittagssonne glitt mit schrägen Strahlen noch eben in die Wipfel der mit halbreifen Früchten behangenen Obstbäume, als der Postbote Suhr einen Brief überbrachte, den dieser sogleich öffnete. Bohnen wollte nicht hören und sein Blick streifte über den Garten hin und hastete an einem Beet mit großen, grellblühenden Sonnenblumen, als ein Seufzen des neben ihm Sitzenden ihn aufhorchen und sich forschend umschauen ließ. Die nur wenig kräftige Gestalt Suhrs war noch mehr als gewöhnlich zusammengefunken und über das hagere Gesicht lief ein Zucken.

„Unangenehmes?“ fragte Bohnen lakonisch.

Und die ebenso kurze Antwort lautete:

„Leider — sehr.“

„Pardon, — lieber Herr Suhr — darf man wissen?“ fragte Bohnen impulsiv.

Suhr richtete sich nicht auf und sprach leise und undeutlich murmelnd, als vergäbe er, daß er dem andern berichten wollte und der ihn verstehen sollte. Der Brief hatte ihm sichtlich eine Enttäuschung gebracht und drängte ihm bittere Worte auf die Lippen.

„Ja, ich kann mich aussprechen, denn es wird ja doch bald kein Geheimnis mehr sein. Ich muß nachher zu dem Ortsvorsteher und ihm Mitteilung davon machen — er und die Gemeinde werden nicht sehr freudig überrascht sein. Es ist richtig: es gibt ärmere Gemeinden, als die unsere; aber — vom Reichtum sind wir doch auch weit entfernt, und mehr als einer der Bauern und Kleinleute wird nicht wenig bedrückt werden.“

„Ja, was steht denn in Frage?“ warf Bohnen ein.

„Ja, was. Natürlich der Neubau des Schulhauses. Und der zweite und dritte Lehrer. Ich sprach Ihnen wohl schon davon, daß es so, wie

jetzt, nicht weiter gehen kann? Früher kamen aus dem Dorfe und von den zur Gemeinde gehörigen Vorgehöften und Gutsbezirken an die hundertundzwanzig Kinder zusammen, und die beiden Schulzimmer reichten zur Not aus. Aber jetzt ist die Zahl zweihundert schon um ein Duzend überschritten und die Räume sind viel zu klein geworden. Sie hocken auf den Schulbänken förmlich aufeinander, die Luft ist furchtbar und der Massenunterricht nicht minder. Die Kinder sind verschieden; sie sind feine, äußerst empfindliche Gebilde, die, wenn sie sich entfalten sollen, alle nach ihren Besonderheiten gepflegt werden müssen. . . . Und wir hier, wir können die Eigenarten nicht einmal ergründen, wir können nur die große Herde zu ziehen, können nur mit der Schablone und nur durch den Zufall zu fördern suchen. Und mein Gehilfe, ein Präparand, selbst ein Junge noch, steht der Herde ganz hilflos gegenüber, kann sie gewissermaßen nur in den Stall treiben und dürftige Versuche anstellen, ob vielleicht ein paar aus der Masse seine Kunststücke, die er ihnen vormacht, mit der Zeit begreifen und nachmachen. Das ist die Kehrseite der Entwicklung, die das Dorf durchgemacht hat. Die leibliche Wohlfahrt ist geklommen, ja; aber die geistige, die ist immer mehr nach abwärts gedrückt worden. Und nun der Schaden ausgebessert werden soll, sieht man erst, wie groß er geworden ist. Und man steht erschreckt vor den Opfern, die erforderlich sind und die aufzubringen eine harte, wenn nicht unlösliche Aufgabe ist. Und niemand ist da, der die Hände rührt, und keine Regierung, die da beisteht. Nur eine, die da kritisiert und fordert und befehlt. Nur eine, die die notwendige Abhilfe auch ihrerseits verlangt, Aber die stütende Beihilfe versagt. . . .“

Suhr hielt noch den knisternden Briefbogen in der Hand, starrte darauf nieder und machte eine minutenlange Pause. Dann hob er, ohne sich aus seiner Stellung aufzurichten, langsam wieder an:

„Die Pläne des Neubaus sind lange da; die sind auch seit Monaten genehmigt, und die Regierung hat weise vorgeesehen, daß noch ein Erweiterungsbauplan für eine vierte Klasse möglich bleibt. O ja, es kann kommen, daß die noch notwendig wird, und die Voraussicht ist sehr, sehr vortrefflich. Nur daß die Herren nicht auch den Beutel aufgetan, daß sie die ganze Last lieber auf das Dorf abgeschoben haben! Hilf dir selbst — das ist die Hilfe derer vom grünen Tisch. Ja, aber wer kann denn aus unserer Mitte groß hergeben? Es ist nicht gut zu verlangen, daß die paar wohlhabenden Bauern und der Holzhändler Detlevsen vom Bahnhof allein bluten sollen. Die Last muß auf alle Schultern verteilt werden — ach, und da sind dann viele, die sie nur schwer oder gar nicht tragen können. Alle die Hufner, die Justen, die schon so nicht auf Mosen gebetteten Kätener. Ein Drittel sollte die Regierung hergeben, und für ein Drittel wollte unter gewissen Bedingungen Detlevsen einstehen. So blieb das letzte Drittel für die Gemeinde, und das war am Ende zu erragen. Nun ist der Berg über Nacht wieder doppelt hoch angewachsen, und ich weiß nicht, wie wir da hinüberkommen sollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ich möchte wieder jung sein!

Humoreske von Max Hirschfeld.

(Nachdruck verboten.)

„Ich möchte also wieder jung sein,“ sagte bedächtig der Gerichtsrat, „aber wenn ich bitten darf, mit all den Kenntnissen und Erfahrungen, die ich heute besitze.“

„Ja, ja, ja!“ nickte der Teufel und notierte eifrig in seinem Notizbuche. „Der Gedanke ist zwar nicht neu, aber schön, und jedenfalls noch nicht ausgeführt. Es wäre daher auch wissenschaftlich interessant, das Experiment anzustellen.“

„Es ist doch eine sonderbare Sache“, meinte der erste wieder, ein behäbiger Herr von etwa fünfzig Jahren. „Ich sitze hier so auf dem Waldbeste bei einem Gläschen Wein, schaue der tanzenden Jugend zu und denke mir: Wenn du doch da wieder mit drunter sein könntest. Ich gäbe meine Seligkeit dafür —“

„Ja, ja!“ unterbrach ihn Mephisto, „und mein Stichwort hören und sofort erscheinen, ist das Werk eines Augenblicks. So, Herr Gerichtsrat, hier ist das Schriftstück fertig, ich bitte nur zu unterschreiben.“

Der Gerichtsrat überflog das Papier.

„Sehr gut! Juristisch alles in Ordnung! Ich soll also wieder das Alter von zwanzig Jahren erlangen — ein ganz hübsches Alter! — und im Besitze aller meiner jetzigen Kenntnisse und Erfahrungen sein. Um, ja — aber in welches Milieu wollen Sie mich versetzen — daran habe ich ja noch gar nicht gedacht?“

„Bitte, ich habe sehr wohl daran gedacht. Herr Gerichtsrat haben den Vertrag nicht ganz aufmerksam gelesen. Hier steht es: ‚Vertragsschließender Gerichtsrat Konrad tritt in genau dieselbe Zeit und dieselbe Umgebung ein, wie damals, als er zwanzig Jahre alt war.‘ — Sie verstehen, Herr Rat, es ist das einfachste und auch für mich eine kleine Erleichterung. — Ich schraube nur das Rad der Zeit um dreißig Jahre zurück. Es gibt ja Leute, die sogenannten Fortschrittler, — er lachte höhnisch — „die behaupten, daß so etwas unmöglich wäre. Nun, Sie werden sofort sehen, daß die Leute in dem erwähnten Punkt ebenso unrecht haben, wie in allen ihren anderen Ansichten. Sind Sie bereit zur Reise in die Vergangenheit?“

„Ich bin es.“

* * *



„O, wonnenvolle Jugendzeit!“ Nach einem Gemälde von Hans G. Reusch.

Gleich darauf befand sich Gerichtsrat Konradi in dem Dachstuhlchen, in dem er vor dreißig Jahren als Primaner gehaust hatte. Entzückt sprang er in die Höhe. Ja, er fühlte wieder die ganze Elastizität der Jugend in sich. Er blickte in den kleinen Spiegel, der am Fensterrahmen hing und nickte seinem Ebenbilde wohlgefällig zu. Aber einen Augenblick später verdüsterten sich seine Züge. Er sah den mit Büchern und Heften besetzten Tisch und vor dem Stuhle die Geschichtstabellen aufgeschlagen. Es kostete ihm nur wenig Nachdenken, um herauszurechnen, daß er sich jetzt in seinem zwanzigsten Lebensjahre vor dem Maturientenexamen befand. Nur noch vierzehn Tage trennten ihn von diesem folgenschweren Ereignis. Diese vierzehn Tage hatte er immer die schrecklichsten seines Lebens genannt, und er wußte noch ganz genau, daß er im Examen mit Mühe und Not durchgekommen war, aber nur deshalb, weil er in den letzten vierzehn Tagen wie wahnsinnig geübt hatte. Das stand ihm jetzt also bevor. Was half es ihm nun, daß er sich im Besitz juristischer Kenntnisse befand, deren sich der Justizminister selbst nicht hätte zu schämen brauchen. Ein neuer Schrecken durchfuhr ihn, als ihm einfiel, Mephisto würde ihn in diese Lage zurückversetzt haben, ohne ihm diejenigen Kenntnisse zurückzugeben, die er im Alter von zwanzig Jahren hatte. Aber als er sich selbst einer kleinen Prüfung unterzog, war er freudig überrascht — der Teufel war kulant gewesen, er hatte ihm auch seine ganze Schulwissenschaft wiedergegeben. Verzweifelt stürzte er sich auf die Geschichtstabellen und repetierte mit demselben Eifer wie vor dreißig Jahren und mit demselben Erfolge, daß er vom Stuhle sank und auf der harten Erde einschiel.

Als er sich am nächsten Morgen wieder zur Arbeit setzen wollte und vorher ans Fenster trat, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, durchfuhr ihn ein freudiger Schreck, — in dem Hause gegenüber wurde die Gardine zurückgeschlagen, und Klothilde erschien, — der Jubelgriff aller irdischen Schönheit und Lieblichkeit. Es fuhr ihm zwar durch den Sinn, daß sie später recht dick geworden war und einen Häusermacker geheiratet hatte. Aber diese Erinnerung hatte doch nur den Wert eines häßlichen Traumes. Jetzt war er wieder jung, jetzt begann das Leben von neuem — er würde nicht mehr so feige sein wie früher, jetzt würde er dem Onkel schon die Wahrheit sagen — er wollte und mußte Klothilde gewinnen. Freudig setzte er sich an die Arbeit, der Gedanke an das schöne Mädchen gab ihm neue Kraft.

Aber würde Klothilde auch „ja“ sagen? Ein wehmütiges Lächeln umzog seine Lippen, als ihm einfiel, daß die schöne Klothilde sich über seine große Verehrung eigentlich immer lustig gemacht hatte. Nun ja, damals war er ein grüner Junge — wie er es zwar jetzt auch äußerlich war — aber nun als ein innerlich gereifter Mann wußte er mit Frauen Bescheid, — o er würde sie schon zu nehmen wissen. Wie anders konnte er dem Onkel gegenüberreten, wenn er ihm sagen durfte, daß er von Klothilde wiedergeliebt werde und daß sie beide einig wären, nicht von einander zu lassen.

Das Maturientenexamen war wieder mit Mühe und Not bestanden und zu Ehren der Abiturienten wurde ein Ball gefeiert. Hager und blaß, angegriffen von der andauernden nächtlichen Arbeit, stand Konradi am Eingange des Festsaales und blickte sehnsüchtig zu Klothilde hinüber. Ob er noch so tanzen können wird wie damals? Er gab sich einen Ruck, schritt auf das schöne Mädchen zu und machte seine Verbeugung. „Danke, Herr Konradi,“ lächelte sie schnippisch, „ich bin jetzt zu müde.“

„Darf ich dann um den nächsten Walzer bitten?“
„Zum nächsten Walzer bin ich schon engagiert, Herr Konradi.“
„Was? Konradi? Herr Gerichtsrat heißt es, wenn ich bitten darf.“
„Was sagten Sie eben?“ rief erstaunt das junge Mädchen.
„O nichts, nichts — die Hitze —“ stammelte der junge Mann verwirrt und zog sich mit verwundetem Herzen zurück.
Zähneknirschend setzte er sich an einen Tisch im Hintergrunde und bestellte ein Glas Bier. Aber seine schlechte Laune hielt nicht lange an. Er sagte sich, daß sein Onkel wie gewöhnlich mit der Familie Klothildens an einem Tisch zusammensitzen werde und dann hatte er ja Gelegenheit, alle Verführerkünste springen zu lassen, die ihm im Verlauf eines ereignisreichen Lebens bekannt geworden waren.

In der Tat hatte er das Glück, Klothildens Tischnachbar zu sein, und er wußte sie so interessant zu unterhalten, daß die Schöne einmal über das andere den Kopf schüttelte und sich sogar herbeiließ, ihm Komplimente zu machen. Und dann begann er den Schwerenöter zu spielen, wie er es in den letzten Jahren seines alten Lebens oft so erfolgreich getan hatte, ohne die sonderbaren Blicke Klothildens zu beachten. Plötzlich lachte diese so laut auf, daß die alten Herren sich fragend zu ihr wandten.

„Denk dir nur, Papa!“ rief sie heiter, „Herr Konradi hat mich zu einem Rendezvous im Stadtpark eingeladen.“

„Aber da gibt es gar nichts zu lachen,“ sagte der Onkel streng, „das zeigt mir, daß der Bengel Wege einschlägt, deren ich ihn bei allem sonstigen Leichtsinne nicht für fähig gehalten hätte.“

„Es kann einem um die Sittlichkeit der heutigen Jugend bange werden!“ fügte Klothildens Vater stirnrunzelnd hinzu.

Konradi glaubte vor Scham, Bohn und beleidigtem Ehrgefühl in die Erde sinken zu müssen.

Einige Monate später stand Konradi in dem Zimmer seines Onkels. „Du kennst mein Ultimatum,“ herrschte dieser ihn an, „du beendigt dein juristisches Studium und erhältst, sobald du dein Maturientenexamen gemacht hast, zur Belohnung die Hand meiner Tochter. Willst du nicht, gut, so geh!“ — von mir bekommst du nicht einen Pfennig.“

In Konradis Hirn wogten bunt die Gedanken, — Gedanken, wie er sie seiner deutlichen Erinnerung nach genau so vor dreißig Jahren gehabt hatte. Er haßte das juristische Studium und hätte sich so gern der Naturwissenschaft zugewandt, mit der er sich auch als Gerichtsrat in seinen Mußestunden gern beschäftigt hatte. Und dann seine Cousine! Sie war nicht gerade häßlich, aber gewiß keine Schönheit und ein Jahr älter wie er. Noch weniger einladend war ihr Charakter. Jetzt allerdings wußte er ja aus Erfahrung, nachdem er sie wirklich geheiratet hatte, daß aus ihr schließlich eine leidliche Ehefrau geworden war, — aber welche Kämpfe hatte sie ihm auch gekostet, — und das sollte er nun noch einmal durchmachen!

„Lieber Onkel,“ sagte er, „ich wäre gewiß nicht zu dir gekommen, wenn mich nicht die bitterste Not getrieben hätte. Eine Zeitlang hielt ich mich als juristischer Einpauker über Wasser.“

„Wie? Was?“ rief der Onkel. „Du, der du noch nicht einmal das erste Semester hinter dir hast, willst mir einreden, du bereitest ältere Juristen zum Examen vor?“

„Ja, Onkel, du kannst das allerdings nicht verstehen, — aber das hängt mit meinem früheren Leben zusammen. Eigentlich müßtest du dich ja erinnern, wie ich vor dreißig Jahren genau so vor dir stand, — damals allerdings war ich nicht einmal einen einzigen Monat imstande gewesen, mir als Student eine Existenz zu verschaffen.“

Der Onkel war aufgesprungen und starrte den Neffen erschrocken an. „Ich muß einen Arzt holen, er ist übergeschnappt“, murmelte er und stürzte hinaus.

Verzweifelt sank Konradi in einen Sessel.

„Lieber Mephisto,“ flehte er, „wenn du mich hören kannst, so erlöse mich, mach meinen Kontrakt rückgängig und laß mich wieder der Gerichtsrat Konradi im Alter von fünfzig Jahren sein. Es ist ja recht schön, jung zu sein, aber an einem Leben voller Widerwärtigkeiten habe ich ganz genug. Ich lebe so schön mit meiner Gattin, die sich mir schließlich angepaßt hat, und den braven Kindern, die sie mir schenkte. Ich war überall geachtet und angesehen und reichlich mit Lebensgütern gesegnet, die mir alle Bequemlichkeiten erlaubten, die ich jetzt so sehr vermisse. Bitte, lieber Mephisto, nimm mir die Bürde der Jugend wieder ab.“

„Ich habe es dir immer gesagt, lieber Mann,“ sagte die Gerichtsrätin, „daß es dir nicht mehr bekommt, wenn du mehr als drei Glas Wein trinkst. Du wirst dann immer schläfrig, — und es war geradezu beängstigend anzusehen, wie du im unruhigen Schlaf hin und herfuhrst und mit den Händen gestikuliertest.“

Der Gerichtsrat erhob sich und schaute erst verwirrt, dann lächelnd umher.

„So ist es gut, Alte,“ sagte er, „am besten, wir bleiben die, die wir sind!“

Die Gerichtsrätin verstand ihn zwar nicht, nickte aber trotzdem zustimmend, denn sie hatte im Laufe der Zeit es für geraten gefunden, ihrem Manne stets beizustimmen.

Seitdem pflegte der Gerichtsrat immer mißbilligend den Kopf zu schütteln, wenn jemand äußerte: Ich möchte wieder jung sein.

Der Lochmüller.

Erzählung von Heinrich Klee.

(Nachdruck verboten.)

Ein rüstiger Fußgänger konnte den Weg von der Kreisstadt Haberg bis zur Lochmühle in zwei Stunden zurücklegen. Auf dieser Strecke lag ein kleines Dorf, das jedoch nur wenig zur Belebung dieser an sich reizlosen Gegend beitrug. Felder wechselten mit Wiesen ab, je nachdem das Gelände hoch oder tief lag, bis endlich häufiger werdende Strauch- und Baumgruppen die Nähe des Waldes andeuteten.

Die Gegend war also einsam, zumal auch rechts und links von der Landstraße keine menschlichen Ansiedelungen zu finden waren. Vor der Landstraße bog in diesem Augenblick ein mit zwei Pferden bespannter Wagen ab und fuhr in scharfem Trabe auf die Mühle zu.

Diese lag in einem engen Talkeßel, den die ringsum aufstrebenden steilen Felsen nur an der südlichen Seite offen ließen.

Die Hänge der zunächstliegenden Berge trugen Laubholzbestand, während weiter zurück sich dunkle Massen ernster Nadelholzbedeckungen an den Horizont lehnten.

Die Mühle lag in einem Loch, und ihre Lage gab ihr den Namen. Darauf war der munter sprudelnde Gebirgsbach abgedämmt. Ein breites Wehr zwang einen Teil des Wassers in den künstlich angelegten Mühlengraben, der sich erst wieder einige hundert Meter unterhalb des großen Schaufelrades mit dem Bache vereinigte.

Als heute diese abgeleiteten Wasser das gewohnte Bett wieder fanden, ging ein Raunen und Flüstern durch das rauschende Plätschern, und die

aufhorchenden Forellen und Krebse hörten verwundert, daß das Mülhtrad sich nicht drehe, sondern steif und stille stehe wie am Sonntag, daß ein Wagen angekommen sei, der den Pfarrer und den Doktor zur Mühle gebracht habe.

Was mochte in der Mühle vor sich gehen?

Nachdem ein Herr in bequemem Lodenanzug und Radmantel leichtfüßig aus dem Wagen gesprungen war, folgte in feierlicher Ruhe ein Geistlicher, dessen Haare das Alter schon gebleicht hatte.

Während der jüngere sich schnell in das Innere des Wohnhauses begab, ging der ältere langsamen Schrittes eine Weile auf und ab, bis ein Weib in der landesüblichen Tracht der Bäuerinnen auf die Schwelle trat und ihn mit den Worten anredete: „Sie können hereinkommen, Herr Dechant, — er will Sie sprechen.“

Es war die „Müllerene“, seit einer Reihe von Jahren Wirtschaftlerin des einsam lebenden Lochmüllers.

Ohne ein Wort der Erwiderung ging der Priester an der Frau vorbei, durchschritt die Küche und trat ins Wohnzimmer, das zur Krankenstube umgewandelt war, ohne daß man es hierdurch seinem ursprünglichen Zweck entzogen hätte. Auf dem Tisch lag Gut und Mantel des Arztes; dicht daneben umringten schwarze Fliegen einen Tropfen Milch, der dem Aufwischluch entgangen war.

Holzstühle, aus deren Rückenlehne ein Herz herausgeschnitten war, standen wie hilflos an den Wänden; eine roh gefügte Bank füllte den Raum zwischen Tisch und Seitenwand aus und trug durch ihre unschönen Formen mit dazu bei, dem Raume ein trübes Aussehen zu verleihen. An der hinteren Querwand, wo das spärliche Licht, das die trüben Scheiben durchließen, sich fast verlor, war ein plummes Bett aufgeschlagen, von dessen gelbweißen Kissen das eingefallene Gesicht eines alten Mannes in seiner fahlen Blässe sich nur wenig abhob.

Man konnte sehen, daß der Tod in der Nähe lauerte, um im geeigneten Moment mit harter Knochenfaust den Rest des fliehenden Lebens völlig zu erwürgen.

Als sich die Tür öffnete und die schwarze Gestalt des Geistlichen eintrat, wandte der Kranke sich mühsam und seinen Lippen entstrangen sich ächzend die Worte: „Ich kann nicht sterben!“

Die schon halb gebrochenen Augen suchten in verzehrender Angst das Gesicht des Priesters. Während dieser an das Bett trat, verließ der Arzt die Stube und stieß mit der Bäuerin, die sich verlegen aus gebückter Haltung vor der Tür aufrichtete, zusammen.

„Ach, Herr Doktor!“ entfuhr es ihr.

Der so Angeredete, praktischer Arzt Dr. med. Grünberg, zog die Frau in das Innere der Küche und verwies ihr das Horden.

Aus den schwarzen Augen der Frau, die einst schön gewesen sein mochte, schoß ein rüchischer Blitz, und ihrer Stimme konnte man mühsam verhaltene Erregung anmerken, als sie hervorstieß: „Wenn er mir nichts vermag, verrate ich alles!“

Der Arzt, dem sein Beruf oft Gelegenheit bot, einen Blick in die geheimsten Tiefen der Menschenseele zu tun, blieb stehen und schaute der Frau fragend ins Gesicht, dessen Muskeln unausgesetzt von heftigen Zuckungen verzerrt wurden.

„Müllerene, was schwacht Ihr da?“ herrschte der Arzt die Frau an.

Das Weib war augenblicklich ruhiger geworden; sie mochte befürchten, eine Übereilung begangen zu haben, und erwiderte ausweichend: „Um 6 Uhr kommt der Notar, dann wird sich alles finden.“

Als Dr. Grünberg vor das Haus trat, fuhr ein zweiter Wagen vor, dem der alte Notar, Justizrat Nagel, entstieg. Der Notar war ein Freund von Grünbergs Vater und kannte durch seine langjährige Praxis alle Leute im weiten Umkreise, ihre guten Seiten und ihre Schwächen.

In der Seele des Arztes klangen die soeben gehörten Worte der Müllerene noch nach und wühlten die Erinnerung an eine alte Geschichte auf, die ihm vor vielen Jahren sein Vater erzählt hatte, deren Einzelheiten ihm jedoch nicht mehr erinnerlich waren.

Lange Zeit zum Nachdenken blieb ihm aber nicht; denn in diesem Augenblicke knarrte die Zimmertüre, und in das Halbdunkel der Küche trat der Geistliche. Seine Hand war wie zur Abwehr erhoben, und in seinen Mienen spiegelte sich Abscheu.

„Herr Notar, der Müller will sein Testament machen, der Herr Doktor und ich werden wohl Zeugen sein müssen.“

Die drei Herren betraten das düstere Zimmer, durch dessen trübe Fenster der scheidende Tag winkte.



Vom Künstlerfest: Die Wunder Indiens.

Drei Tage später trug man den alten Müller zur letzten Ruhe. Die Leute behaupteten, daß dies des Alten erste sei, denn im Leben habe die Ruhe seine Schwelle gemieden.

Kurze Zeit darauf trafen der Notar und der Arzt in der „Traube“ zusammen, und jetzt erfuhr Dr. Grünberg, daß man dem Müller ein Verbrechen nachsagte, trotzdem die Geschworenen seinerzeit ein Nichtschuldig gesprochen hatten.

Auf der „Pfaffenwiefe“, über die der bekannte Rotwildwechsel führte, fand man an einem stürmischen Dezembertage die Leiche des erst vor kurzem in diesen Belauf verfesten jungen Försters. Die Kugel, ein Rundgeschloß, wie solche aus Glintenläufen geschossen werden, hatte das Herz durchschlagen und saß im Nackgrat. Ein schwarzbrauner Fackel hielt die Totenwacht. Als man seinen Herrn zu Tale trug und die Lochmühle passierte, nahm der Hund anscheinend eine Fährte auf, die er bis zur Türe des Wohnhauses hielt. Dort heulte das treue Tier in solchen jämmerlichen Tönen, daß die Holzhauer die Wahre mit der Leiche sanft zur Erde setzten und dem Hunde nachgingen.

Die Tür blieb verschlossen, und da auch auf anhaltendes Klopfen nicht geöffnet wurde, nahm einer der Männer den Hund, da dieser sich

nicht weglocken ließ, auf den Arm und trug ihn neben dem toten Herrn zur Försterei, wo ein junges schönes Weib, an dessen Kleid sich zwei blühende Kinder klammerten, mit irren Augen diesem Trauerzuge entgegenstarrte. In das Wehklagen der Försterin und das Weinen der Kinder mischte sich das schaurige Heulen des Hundes. —

Der Müller, der unter Anklage kam, konnte sein Alibi beweisen, da eine junge Dirn beschwor, der Angeklagte habe die fragliche Nacht in ihrer Kammer zugebracht.

„Und diese Dirn war?“ fragte der Arzt.

„Die Müllerleine“, antwortete der Notar. Der alte Pfarrer, der sich mittlerweile den beiden zugesellt hatte, hätte noch etwas hinzufügen können; aber das Gebot seiner Kirche schloß ihm den Mund. —

Zwei Wochen später fand auf dem Amtsgericht in Haberg ein Termin statt, zu welchem auch die Witwe des vor fünfzehn Jahren mörderisch ermordeten Försters Hainbuch eine Ladung erhalten hatte.

Als diese in den Sitzungssaal trat, fand sie dort die Müllerleine vor, die ihr einen erstaunten Blick zuwarf, dann aber wieder stumpf vor

Regel freundlich und heiter, so auch das Bild des kleinen Gefangenen, der vor Langeweile nicht weiß, was er anfangen soll. Der Humor des Bildes liegt nicht zum wenigsten in dem Gegensatz zwischen dem ernstesten Spruche auf der Wandtafel und dem kleinen Faulenzer, der die zweite Hälfte des Spruches viel besser zu würdigen weiß. — Ein Bild frohen studentischen Lebens zeigt uns Hans G. Jenzsch in seinem Gemälde „O wonnenvolle Jugendzeit!“ Wer den Zauber dieses Studentenlebens nicht selbst genossen hat, den läßt dieses Bild ihn ahnen. Und wer in ihm Anklänge und Erinnerungen aus seiner eigenen Vergangenheit findet, dem zieht wieder das alte Lied durchs Herz, das auch er einst sang: von der wonnenvollen Jugendzeit und der *filia hospitalis*. — Von dem dreitägigen Künstlerfest „Düsseldorf im Jahre 2000“ bringen wir heute zwei Momentaufnahmen, die während des Festes an Ort und Stelle selbst gemacht sind. Das eine Bild zeigt die vom Maler Gerh. Janssen (im Vordergrund der zweite von rechts) arrangierte Altdüsseldorfer Kneipe mit den Damen, die sich bereitwillig als Kellnerinnen in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt haben. Das zweite Bild



Vom Künstlerfest: Die Alt-Düsseldorfer Kneipe.

sich hinstarrte. Nach Aufzeichnung der Namen der Anwesenden verlas der Richter das Testament des Johann Blasius Wubach, Besitzers der Lochmühle. Bis zu der Stelle, wo es hieß: „Der Witwe des Försters Hainbuch vermache ich ein Kapital von 6000 Talern, das ich vor zehn Jahren auf der Landesbank eingezahlt habe“, folgte die frühgealterte, gramgebeugte Frau der Verhandlung, dann brach sie zusammen und mußte in das dem Gerichtsgebäude gegenüber gelegene Haus des Dr. Grünberg geschafft werden.

Die Erinnerung an einen trüben Dezembertag vor vielen Jahren war zu unvermittelt in ihr lebendig geworden. Sie sah wieder mit furchtbarer Deutlichkeit eine von Holzfällern getragene Bahre aus Ästen und Zweigen, darauf, kalt und starr, den, den sie mit ihrem warmen, jungen Herzen so heiß geliebt, und ihr Ohr hörte wieder das herzzerreißende Wimmern ihrer Kinder, durch das ein schauriges Hundeheulen bis weit in den Wald gellte.

Unsere Bilder.

Otto Bily hat die meisten Motive zu seinen Bildern der Kinderwelt entnommen. Deswegen sind die Szenen, die er schildert, in der

zeigt die gesamten Mitwirkenden des ebenso geschmackvoll wie reich ausgestatteten indischen Theaters. Die „Wunder Indiens“ gehörten zu den am meisten begehrten und besuchten Attraktionen des bunten Festes. Die Arrangeure (Klein-Diebold u. f. w.) sind unschwer zu erkennen.

Allerlei.

[Kunstkenner.] Die Dame, um die sich der Herr bewarb, war etwas stark geschminkt. Der Herr schien nicht recht „anbeißen“ zu wollen. Da fragt ihn der Vermittler leise: „Warum treten Sie denn nicht näher?“ — „Om“, antwortet der Kandidat, „Gemälde muß man doch immer aus einiger Entfernung betrachten.“

[Vom Kasernenhof.] Feldwebel: „Sie, Einjähriger, wenn Sie mir noch einmal auf den Boden spucken, dann geben Sie acht. Sie sind hier auf dem Kasernenhof und nicht im Salon.“

[Kein Hindernis.] Heiratskandidatin: „Überdies singe ich gut, und spiele vorzüglich Klavier und Geige.“ — Vermittler: „Tut nichts, der Bewerber ist zum Glück taub.“